



FOTOS: MANUEL MENRATH



Esther Beardy, Mitglied der Cree, näht traditionelle Mokassins.



Cree-Mitglied Allan Beardy versieht Landkarten mit indigenen Ortsnamen.

Nations» nicht alle Indigenen akzeptieren: Laut ihrer Weltanschauung seien sie nicht einfach zuerst gekommen, sondern in Nordamerika erschaffen worden.

«Ich verstehe das Wort «Entdeckung» nicht, vor allem wenn man bedenkt, dass sich Kolumbus verirrt hatte. Dabei waren wir schon immer hier», zitiert Menrath einen seiner Gesprächspartner und macht somit die eurozentristische Schlagseite der kanadischen Geschichtsschreibung deutlich. In deren Zentrum steht der Aufbau der Nation seit dem 19. Jahrhundert. Was davor war, wird ausgeblendet. Und der Umgang mit den ursprünglichen Bewohnern wie den Indianern und den Inuit sowieso. Erst seit wenigen Jahren fließt die indigene Perspektive allmählich ein.

Aus über 100 Interviews, die Menrath geführt hat, ist es ihm gelungen, eine umfassende Chronik der Indigenen von Ontario zu generieren. Er beschreibt zunächst ihre Lebensweise vor der Ankunft der Europäer - und zwar, ohne zu verklären. Denn auch damals gab es Hungersnöte und kriegerische Auseinandersetzungen. Zudem war der Alltag hart in dem unwirtlichen, subarktischen Klima mit seinen langen Wintern und Temperaturen von bis zu minus 40 Grad Celsius. Letzteres führt der Historiker auch immer wieder gegen das Vorurteil ins Feld, indigene Menschen seien «von Natur aus faul»: In einer solchen Umgebung über Jahrtausende zu überleben, das geht nur mit einem ausgeklügelten System zur Alltagsbewältigung,

Cree-Chief Edmund Metatabin mit seinem Motorboot auf dem Albany River.

in dem alle mit anpacken. So profitierten die ersten Europäer, die in Ontario ansässig wurden, auch stark vom Wissen der Indianer. Vor allem beim Pelzhandel gab es zunächst sogar Partnerschaften auf Augenhöhe.

Doch die kooperative Phase währte nicht lange. «Die europäische und die indianische Kultur waren derart verschieden, dass ein interkulturelles Verständnis praktisch unmöglich war. Während für die Europäer Landbesitz, Privateigentum und Gewinnmaximierung kapitalistische Wirklichkeiten waren, stellten sie für die Indianer Elemente einer fremden Welt dar», schreibt Menrath. So war es für Indigene undenkbar, dass man Land «besitzen» kann - was wohl auch dazu geführt hat, dass sie manches Abkommen mit den Weissen zur gemeinsamen Landnutzung überhaupt geschlossen haben.

Zwang zur Sesshaftigkeit

Die Handelsgeschäfte zwischen Indianern und Weissen wurden meist mit Brandy begossen. Die erste Abhängigkeit entstand. Auch hatten die Europäer Schusswaffen und Munition ins Land gebracht, die viele Indianer bald nicht mehr missen wollten, was sie zu weiteren Tauschgeschäften mit den Neuankömmlingen zwang. Eine Abwärtsspirale setzte sich in Gang. Christliche Missionare verursachten Glaubenskrisen und säten Zwietracht innerhalb der indigenen Gemeinschaften. Und strenge Fangquoten brachten Hun-

ger, so dass die Indianer zunehmend auf Zuwendungen durch die Siedler angewiesen waren. Diese wiederum knüpften ihre «Almosen» an eine fatale Bedingung: das Sesshaftwerden. Die Indigenen wurden in Reservate gedrängt; selbstredend handelte es sich bei den zugewiesenen Gebieten um keine, in denen man gewinnbringende Rohstoffe vermutete.

Detailliert dröselte Menrath die historische Entwicklung auf, die zu den heutigen Problemen geführt hat. Eines der grössten Traumata für die indigene Bevölkerung waren die sogenannten Residential Schools: Internate zur Umerziehung. Getrennt von ihren «unzivilisierten» Eltern, sollten die Kinder ab den 1880er Jahren nach euro-kanadischen Massstäben assimiliert werden. In diesen Schulen litten sie Hunger, wurden geschlagen, gequält, sexuell missbraucht. Die Zeitzeugenberichte zu diesem Thema sind besonders aufwühlend. Erst 1996 wurde die letzte Residential School geschlossen.

Das ist überhaupt ein Punkt, der beim Lesen dieses 480 Seiten starken Werks immer wieder ins Bewusstsein rückt: Die schlimmsten Drangsalierungen der indigenen Bevölkerung haben sich erst in den vergangenen 150 Jahren abgespielt. Sie sind nicht lange her. Insofern hat Manuel Menrath mit «Unter dem Nordlicht» eine Geschichte der Gegenwart geschrieben. Es bleibt zu wünschen, dass die indigenen Stimmen über den Umweg Schweiz auch einen Echoraum in Nordamerika finden. ●